

„Was soll ich machen, wenn mich mein Junge 'ne ‚blöde Kuh‘ nennt? Ich hab ihn nur gebeten, den Mülleimer runter zu tragen.“ Solche Fragen höre ich fast jeden Tag. In den achtzehn Jahren therapeutischer Arbeit mit „verhaltensauffälligen“ Kindern, mit „schwierigen“ Familien, mit ratlosen Eltern ist diese Frage „Was soll ich machen, wenn . . .?“ zu einem hartnäckig bohrenden Ohrwurm geworden. Dieser Ohrwurm drückt mir die Feder in die Hand. Ich will niederschreiben, wie sich unser heilpädagogisches Arbeitsteam dieser Frage stellt. Vielleicht finden Eltern oder Fachkräfte der (Heil-)Pädagogik und Psychologie auf den folgenden Seiten Anregungen für die eigene Arbeit mit Kindern, die sich schlecht fühlen und dies in ihrem Alltag aggressiv zeigen.

Wir betreuen Kinder, von denen Eltern, Erzieherinnen, Psychologinnen oder Sozialpädagoginnen oft sagen, dass sie mit ihnen nicht „fertig“ werden. „Diese Kinder machen mich fertig!“ Dieser Satz lauert auf den Lippen von zahllosen Eltern und Pädagogen wie Psychologen, bleibt aber oft ungehört, weil er Versagensängste mitreißt und darum nur auf der Hinterbühne des erzieherischen Alltags geflüstert werden darf. Wenn sich mit diesem Satz keine Kapitulation definiert, bleibt Hoffnung. Und diese Hoffnung höre ich konstruktiv-perspektivisch in der eben zitierten, immer wieder gehörten Frage anklingen, die inhaltlich variieren mag: „Was soll ich machen, wenn Thomas ein anderes Kind aus seiner Gruppe ‚schwule Sau‘ nennt und es darum zu einer furchtbaren Schlägerei kommt?“ „Was soll ich machen, wenn mir mein Sohn Martin mit dem lauten Protest gegen die Hausaufgaben zuruft, ich sei eine ‚Schlampe‘?“

„Was soll ich machen, wenn . . .?“ Diese Frage ist ermutigend, weil in ihr keine Resignation liegt, sondern die Überzeugung, dass es noch nicht zu spät ist, dass etwas gemacht werden kann. Darum ist diese Frage wichtig.

Praktiker der systemischen Therapie haben mich informiert, dass diese Frage nicht so einfach zu beantworten sei. Und gerade bemerke ich, dass ich systemisch untertreibe: Diese Frage „Was soll ich machen, wenn . . .?“ *darf* nicht so einfach beantwortet werden! Wer diese Frage einfach beantwortet, verschüttet den Weg, auf dem der Ratlose selbst fündig werden könnte. So liegt die Absicht dieses Buches nicht darin, diese Frage etwa mit einer heilpädagogischen Kochbuchrezeptur abzuspeisen.

Vielmehr schildern die folgenden Zeilen Erfahrungen mit Kindern, die seelisch leiden und die sich problematisch, aggressiv oder ängstlich verhalten. Kinder lassen sich gerne (therapeutisch) begleiten und verändern ihr Verhalten positiv, wenn sie ernst genommen werden. Systemisches Gedankengut und systemische Methoden helfen dabei sehr wirksam.

„Was *habt* ihr gemacht, wenn . . .?“ Mit dieser Frage komme ich – auch und gerade systemisch – bestens zurecht. Und wenn ich auf diese Frage tatsächlich antworten kann, dann nicht, weil ich genau wüsste, was man macht, wenn . . .! Das hier Beschriebene kann, muss aber nicht für alle Eltern, für alle Kolleginnen und Kollegen aus der Pädagogik oder Psychologie passen, muss nicht bei allen anderen Kindern erfolgreich sein. Darum endet das Buch mit der Einladung an die Leserinnen und Leser, die auf den folgenden Seiten geschilderten Erfahrungen mit den eigenen abzugleichen. Vielleicht haben Sie Lust, mich zu kritisieren, Einwände zu melden, meine Gedanken zu bestätigen oder zu ergänzen.

Während meiner universitären Psychologie-Ausbildung konnte man nach zwei Jahren Grundstudium einen Schwerpunkt setzen, also eine Auswahl treffen. Nicht jeder Psychologiestudent¹ muss die Ambition in sich tragen, Therapeut zu werden, also im „klinischen“ Bereich zu arbeiten. Psychologen braucht man auch anderswo. Große Firmen beispielsweise, die in ihren Mitarbeitern Arbeitsmotivation stabil halten oder erhöhen wollen, suchen bei Psychologen Rat. Die erklären dann, wie das unmittelbare Arbeitsumfeld so gestaltet werden kann, dass sich die Bereitschaft zu Produktivität und zeitgleich die Arbeitszufriedenheit entwickeln. Das eine ist ohne das andere nicht zu haben, wissen die Experten der Organisationspsychologie. Der Spezialist in Sachen Werbe- oder Marketingpsychologie etwa verrät verkaufsbeflissenen Firmen, welche Lockmittel Umsatzerfolge sichern helfen. Ihn muss nicht interessieren, wie seelisches Leid entsteht und bewältigt werden kann.

Just das hat mich interessiert. Und weil ich dieses Interesse wissenschaftlich bedienen lassen wollte, habe ich mich im Hauptstudium für den Schwerpunkt Verhaltenstherapie entschieden.

Eine unwiderstehliche psychologische Liebhaberei galt Sigmund FREUD. Ich hielt diese Liebhaberei gern versteckt. Wer wissenschaftliche Seriosität anstrebte, sollte rechtfertigen, warum er widerspruchsvollen psychoanalytischen Theorien, von deren „Überholtheit“ man überzeugt sein durfte, wertvolle Zeit schenkt. Ich hatte zu dieser Rechtfertigung nie besondere Lust. So blieb ich still fasziniert von Sigmund FREUDS Sprache, von seiner analytischen Finesse, von seiner, fast möchte ich formulieren, irren Sensibilität.

1 Es vereinfacht den Fluss meiner Gedanken erheblich, wenn ich bei ihrer Niederschrift auf geschlechtsspezifische Rücksicht verzichten darf. Ich schreibe einmal weiblich, einmal männlich, wie es mir gerade einfällt. Die in den meisten Veröffentlichungen verwendete Kunstform (beispielsweise PädagogIn) liegt mir nicht. Sie bringt mich in grammatikalische Engpässe. Wenn ich beispielsweise die Arbeit der ErzieherIn schildern will, peinigt mich der Umstand, dass im Artikel dieses Genitivs genau diese Rücksicht unterbleibt. Ich müsste korrekt schreiben „die Arbeit der/des ErzieherIn/s“, weil diese Kunstform ja beide Geschlechter erfassen möchte. Und solche Akkuratesse ist mir einfach zu aufwändig.

Gerüstet mit verhaltenstherapeutischem Know-how und psychoanalytischen Erlesenheiten betrat ich nach dem Studium und zahllosen Bewerbungsabsagen an der Heilpädagogischen Tagesstätte ein farbiges und spannungsreiches Arbeitsfeld.

Mit welcher Klientel ich mich psychologisch auseinanderzusetzen hatte, musste ich zur schnellen Kenntnis nehmen. Eine Heilpädagogische Tagesstätte, eine HPT, vielerorts sagt man Heilpädagogische Tagesgruppe, bietet täglich Kindern therapeutischen Raum, deren Sozialverhalten aneckt und die sich mit sich selbst schwer tun, wie dies Eltern und engagierte Sozialpädagogen besorgt vermerken. Die Kinder kommen nach der Schule in die Einrichtung, bleiben am Nachmittag, erfahren qualifizierte Hilfe bei den Hausaufgaben und genießen einzel- wie gruppentherapeutische Betreuung.

„Welche Arbeit auf Sie wartet, werden Sie gleich beim Mittagessen merken!“ prognostizierte mir meine Chefin von einst gütig und geschwind, als ich wissen wollte, auf welche „Verhaltensauffälligkeiten“ ich hier stieße. Was ich beim Mittagessen in der Kindergruppe und dann in der Folge erlebnisintensiv „merken“ sollte, war hohes Mitteilungsbedürfnis. Mit lautem Schreien wollte sich jeder Gehör verschaffen und sich zur Geltung bringen. *Sich hörbar, bemerkbar zur Geltung bringen!* Bis heute bleibe ich dabei: Darin vermute ich das Grundmotiv der meisten Mädchen und Jungen, deren Verhalten auffällt. Ein Grundmotiv, das wir übrigens alle, Eltern, Pädagoginnen, Psychologinnen in uns finden können. Geltungsbedürftig sind wir alle. Motivational unterscheiden sich „schwierige“ Kinder nicht von Menschen, die sich für unproblematisch halten und unproblematisch wirken.

„Schwierige“ Kinder setzen in ihrem Verhalten dieses Grundmotiv häufig so um, dass sich die unmittelbare Umwelt massiv gestört, genervt fühlt. Für Kinder- und Jugendpsychiater ist solches Verhalten Anlass zu Beschreibungen, wie sie sich im ICD-10 finden: hyperkinetische Störungen, Störungen des Sozialverhaltens, emotionale Störungen und des ähnlich klingenden mehr (DILLING et al. 1993, S. 291 ff.).

Der Praxisschock

Ich fand damals die Beschreibungen der Kinder- und Jugendpsychiater ziemlich zutreffend. Mir wurden täglich Schimpfwörter an den Kopf geknallt, der aggressive Kommunikationsstil der Kinder war kaum zu besprechen, geschweige denn zu korrigieren. An den Abenden meines Arbeitsalltags empfand ich dann Zufriedenheit, wenn „nichts Schlimmeres“ als das eben Übliche passiert war. Ich fühlte mich unwohl. Mir ging es schlecht. Sollte ich wirklich davor kapitulieren, dass sich Kinder täglich mit gemeinsten Beschimpfungen, mit übelsten Verbalaggressionen bombardierten?

Der mäßige Erfolg meiner Interventionsversuche ließ mich fast resignieren: Auf dem Fußballfeld verprügelte ein neunjähriger Stürmer den Torwart seiner Mannschaft, „weil der den Ball durchgehen hat lassen“, so die Begründung des noch nicht einmal pubertierenden Aggressors. Der Gipfel des für mich Unerträglichen war erklommen, als wir in der Vorweihnachtszeit mit den Kindern über den Münchner Christkindlmarkt schlenderten. „Einfach so“ trat mir einer meiner Schützlinge an den anatomischen Nachweis meiner Männlichkeit. Ich war außer mir. Dieses Ereignis nahm mich in die Pflicht, über mich selbst sozusagen lebensprogrammatisch zu reflektieren. Mein Arbeitsbeginn als Psychologe: ein Drama ohnegleichen! Was ich nach der Aussaat meines besten Willens erntete, war Unkraut, Ungenießbares, keine Freude! Ich beneidete meine pädagogischen Kolleginnen um ihre Stabilität, um ihren Dennoch-Optimismus, um ihre zähe wie fruchtbare Einsatzbereitschaft. Ich hatte keine Lust mehr, in die Arbeit zu gehen. Dies zwang mich zur Entscheidung: Mein Ehrgefühl als Psychologe stand auf dem Spiel, als der nämlich fühlte ich mich zutiefst gedemütigt! Nicht nur, dass mein an der Universität erworbenes Methodenarsenal offenbar nicht hinreichte, auf meine junge Klientel positiv verändernd einzuwirken. Den adventlichen Stoß gegen meine Keimdrüsen musste ich obendrein als groben Angriff auf meine Identität überhaupt werten. Um meine Erschütterung, um mich selbst zu verstehen, griff ich in die Truhe psychoanalytischer Gedanken. Mit dem Schmerz in meiner Leibesunterhälfte assoziierte ich mich in FREUDSche Entwicklungspsychologie hinein. Dem heranwachsenden Jungen attestiert der Begründer der Psychoanalyse die Angst vor dem Verlust seiner Männlichkeit, weil Vater und Sohn zugleich um die Gunst der Mutter buhlen und der stärkere Herr Papa damit absolut nicht einverstanden sein kann. Der, so die Angst oder Phantasie des Sohnes, wird es auf das abgesehen haben, was

sein ungebührliches Begehren physiologisch bzw. hormonell verschuldet. Als „Schock der Kastrationsdrohung“ begreift FREUD (1989/1925, S. 265) diese Empfindung, die er mit Vorstellungen zu begründen versucht, die auf mich nicht besonders überzeugend wirkten.

So sehr mir FREUD damals als große Gestalt in meinem Denken gegenwärtig war, so wenig konnte ich mit seiner Theorie über diese ganz spezifische Bedrohung etwas anfangen. Ein „Schock“ war dieser Tritt für mich zweifelsohne, aber kontextuell und auch inhaltlich nun mal was ganz anderes. Da hatte ich mich gedanklich offenbar verirrt.

Und doch: Wenn meine lerntheoretischen Überlegungen fehl schlugen, welchen Verstärkerwert dieser Angriff auf meine Maskulinität für den Jungen haben konnte, erlag ich immer wieder derselben Verlockung: Vielleicht ließ sich dieses Erlebnis für mich doch psychoanalytisch plausibel einordnen und damit bewältigen.

Hatte vielleicht der Hass des Kindes *auf seinen Vater* in mir eine Projektionsfläche erschlossen? Galt diese Aggression *eigentlich* dem Vater, *nicht aber mir*? Die Psychologik dieses Gedankens, es seien projektive Übertragungsmechanismen in dem Jungen und an mir zur Wirkung gekommen, erschien mir kurz attraktiv: FREUDS Theorie erhielt eine kleine Chance, wenn ich die Aggression des Jungen *eigentlich* als Widerstand und Wehr gegen väterliche Bedrohung interpretierte. Die Sache war erklärlich und damit für mich psychologisch erledigt, so dachte ich einige Momente. Die analytische „Bredouille“: Das Kind hasste seinen Vater gar nicht. Der Vater hatte sich vor und nach dem Abschied der Mutter von der Familie rührend um seinen Sohn gekümmert. Es bestand zwischen den beiden enge persönliche Nähe. Weil damals aber trotzdem für mich unbedingt eine psychoanalytisch gefertigte Erklärung her musste, reisten meine theoretischen Reflexionen ins „Unbewusste“ des Jungen. Vielleicht hasste der Junge den Vater, ohne es zu wissen, unbewusst eben. Machte er den Vater für den Weggang der Mutter verantwortlich? Figurierte ich in der verschneiten Fußgängerzone Münchens als probate Abfuhrmöglichkeit unbewusster Rachewünsche und unkontrollierbarer Vergeltungsimpulse?

Der Rettungsring, den ich mir mit diesen Erklärungen selbst zuwarf, hielt mich keineswegs über Wasser. Mir ging es nicht besser damit. Denn die „Erklärbarkeit“ dieses Ereignisses stürzte mich noch tiefer in die Ratlosigkeit: Sollte ich diese Attacke hinnehmen, tolerieren, weil sie, wie ich dachte, psychoanalytisch „einsichtig“ geworden war? Ich „wusste“ jetzt,

warum dies passieren „musste“, und habe mit diesem „Wissen“ an mich selbst eine für mich damals unerfüllbare Erwartung gerichtet: Ich sollte psychologisch souverän über der Sache stehen und an dieser Souveränität meine krisenfesteste Professionalität unter Beweis stellen.

Ich hatte aber keine Lust mehr, krisenfest professionell zu sein, und keine Lust, meinen Praxisschock mit FREUDSchen Ideen zu erleichtern.

Das hypothetische Wühlen in den „Gründen“ half mir nicht. Und das ist bis heute so geblieben. Wir werden sehen, dass die Frage, *warum* etwas so gelaufen ist und nicht anders, oftmals nicht nur nicht hilft, sondern gerade im Umgang mit verhaltensauffälligen Kindern handikapt.

Von FREUD habe ich gelernt zu rekonstruieren. Für viele Menschen mag die begründende Rekonstruktion ihrer Schwierigkeiten okay sein. Ich will mir kein Recht nehmen, den Rückblick auf die je individuelle Geschichte gegenwärtiger Probleme zu ächten. Ich darf aber meine Erfahrung darlegen, dass ich mit „Prokonstruktion“ besser fahre, mit der Überlegung also, was auf welche Weise *jetzt* besser laufen könnte. Und ich erlebe immer wieder, dass die „Prokonstruktion“ sehr gut auch ohne detaillierte Rekonstruktion der problematischen Vergangenheit gelingt.

Zurück: Nichts konnte meinen Befund von damals verzuckern. Meine ersten Gehversuche, die ich als Psychologe unternahm, wurden wuchtig torpediert. Ich fühlte mich durch die harte, gewalttätige Realität dieser Anfangszeit grob weggezerrt von meinem Berufsziel. Freude wollte ich selbst in meiner Arbeit empfinden, Freude anderen vermitteln und damit mein berufliches Selbstverständnis fruchtbar austragen.

Das Ergebnis meiner bitteren Ernüchterung: FREUDlos und freudlos bin ich geworden!

Gegen die Mutlosigkeit

Als ich damals an den Wochenenden meine Resignationspläne rekapitulierte, gewannen bittere Visionen der Arbeitslosigkeit Raum. Zugleich eilten Erinnerungen an meine Gymnasialzeit in mein Bewusstsein:

Einer meiner Lateinlehrer reagierte auf die Mutlosigkeit seiner Schüler oft mit ohrenbetäubender Leidenschaft. Wir seien Erben griechisch-römischer Tradition! Was uns einfalle, meinte er pathetisch, dieses edle Erbe Europas klein beigegebend zu verraten! Courage, Durchstehen sei das Gebot, das uns die Griechen und Römer diktierten. Als wieder einmal seinerzeit ein Leidensgenosse auf der Schulbank schweißtriefend beteuerte, er habe keine Lust mehr, schallte es trommelfellbedrohlich zurück: „Perfer et obdura! Dolor hic tibi proderit olim!“ Der leistungsmoralisch Geschundene bat dreist um die Übersetzung, die ihm dann der Magister gönnerhaft schmatzend beifügte: „Halte fest aus, dieser Schmerz wird dir einst nützen!“²

2 Der Gymnasialprofessor, so sein Titel, kramte mit diesem feierlich zitierten Imperativ in einem Kontext, der dem des Klassenzimmers dann ähnelt, wenn die Liebessehnsucht der Geschlechter in volle Blüte gekommen ist. Diesen Appell an Beharrlichkeit und Ausdauer formuliert OVID im 3. Buch der Liebesgedichte, der Amores (2002, S. 126). Darin schildert er das Elend des glücklos Liebenden, der Zeuge der Treulosigkeit seiner Geliebten geworden ist. Mit diesem Satz „Perfer et obdura . . .“ unternimmt der Gebrochene den Versuch, autosuggestiv den kaum erträglichen Schmerz zu kontrollieren: Wird der Schmerz mal nützen, ist er leichter hinzunehmen, so der dissonanzreduktive Dreh des von Amor Gequälten.

Die Psychologie OVIDS entfaltet sich: Der Schmerz des „Gehörnten“ ist so tief wie die Anziehung, die die dennoch Geliebte trotz ihres Fremdgangs auf ihn ausübt. Er ist verzweifelt und doch magnetisch in ihrem Bann. Die klassische Ambivalenz solchen Konflikts bringt er in die eindrucksvolle Feststellung „Sic ego nec sine te nec tecum vivere possum“: So kann ich weder mit dir noch ohne dich leben. (2002, S. 128, Übers. A.H.)

Ich zitiere diese Ambivalenzempfindung aus OVIDS Amores, weil sie mir in paartherapeutischen Sitzungen schon einige Male große Hilfe erwiesen hat. Ich bin noch keinem Paarkonflikt ohne leidvoll erlebte Ambivalenzen begegnet. Hin und wieder passiert es, dass Paar und Therapeut, „wir alle drei“, nicht mehr weiter wissen. Da lässt sich tröstlich vermerken, dass unser Problem ein altbekanntes ist, mit dem sich auch die antiken Dichter befasst haben. Die „Problemtrance“, in die vielleicht auch der systemische Therapeut rutscht, ist dann heiter abgelöst und Ovid zum „Anwalt der Ambivalenz“ (VON SCHLIPPE u. SCHWEITZER 2003, S.181) avanciert.

Diese Erinnerung begleitete mich wacker auf jener Durststrecke, die ich zu Beginn meiner Berufstätigkeit zu passieren hatte. Obwohl fragliche antike Direktive von einem Lateinlehrer zu hören war, der sich sichtlich freute, wenn er einem Schüler, den er nicht mochte, bei der mündlichen Abfrage eine Sechs eintragen durfte. Schauer überkam mich, wenn er „die Sechserkollektion“, so nannte er das Notendepot der Schwachen, mit seinem roten Kugelschreiber angemessen ergänzen durfte. Und trotzdem hielt sich diese Erinnerung an den ermutigenden Satz OVIDS (römischer Dichter, lebte zu Beginn unserer Zeitrechnung). Von OVID stammte dieser Satz, nicht von dem Lateinlehrer, vor dem wir Angst hatten. Wie wär's, dieser Satz ließe sich auf mich gebeugten Psychologen anwenden? Dieser Schmerz wird mir einst nützen? Ich weiß nicht, wie ich dazu kam: Ich entschied mich einfach, das zu glauben.

Diesem Glaubensentscheid wären mit Sicherheit stärkere Flügel gewachsen, hätte ich mich damals schon in die Lektüre systemisch orientierter Autoren vertieft. „Für die Systemiker ist jeder Mist Dünger!“ meinte einmal ein Lehrtherapeut während meiner Ausbildung zum systemischen Individual-, Paar- und Familientherapeuten. Diese Position vertreten alle systemisch animierten Autoren, deren Gedanken ich bislang gierig einsaugte, um an unserer Einrichtung die heilpädagogische Arbeit mit verhaltensauffälligen Kindern methodisch anzureichern. Der erste systemische Literat, an dessen Praxiswissen ich mich sättigte, heißt Jürgen HARGENS. Auch er schildert in seinem „*Lehrstück mit Hägar*“ die Möglichkeit, den Umgang mit Problemen wertschätzend zu gestalten. Er lässt Hägar, eine Comic-Figur, systemische Gedanken mit hohem Unterhaltungswert illustrieren. Hägar, hier Schiffskapitän, steht aufrecht auf seinem Gefährt, offenbar eine Galeere, und spricht vor dem Aufbruch ins weite Meer zu seiner Mannschaft: „Auf dieser Reise bekommt jeder eine Aufgabe! Aber zuerst: Gibt es jemand, der nicht schwimmen kann?“ Der Leser mag an dieser Stelle denken, Hägar sei gerade dabei, ein gewichtiges Ausschlusskriterium in Anschlag zu bringen. Nicht-Schwimmer sind auf einer Seereise sich selbst und anderen ein Handikap. Diese Defizitorientierung kann jeder verstehen. Der mögliche Verweis vom Schiff wäre sachlich begründbar und keinesfalls zu verübeln. So meldet sich denn ein Mannschaftsmitglied, ein Nicht-Schwimmer, ehrlich mit großem Bekennermut. Hägars Anweisung an diesen vielleicht Furchtsamen: „Gut, du kümmerst dich um undichte Stellen!“ (HARGENS 2003, S. 37 u. 38). Phänomenal: Das Problem wird zum Segen!

Den Weg aus meinem Praxisschock hab ich erfolgreich beschritten. Er wäre mit Sicherheit um etliche Kilometer kürzer gewesen, hätte ich damals an solchen Gedanken ermutigende Orientierung gefunden. Den Mist, der sich in meiner Arbeitswelt zu Beginn meines Berufslebens anhäufte, hätte ich geschwinder aufs Feld gebracht und die Idee, dass in meinem Misserfolg, in meinem Schmerz Anteile des Fruchtbaren zu verwerten seien, hätte ich mit Sicherheit konsequenter umsetzen können. Notabene: *Anteile* des Fruchtbaren. HARGENS ist an dieser Stelle seines Buches nicht darum zu tun, das Leid, Probleme und Schwierigkeiten fix und flugs mit dem Zauberstab systemischer Weisheit zum Verschwinden zu bringen oder zu bagatellisieren. Das wäre, so habe ich HARGENS verstanden, respektlos vor dem Leidenden, würde seine prekäre Lage nicht ernst nehmen. In der Tat: Der Mist bleibt Mist, auch wenn er gerade auf den Acker geschleudert wird. Ich weiß das. Als Kind habe ich im Chiemgau oft auf dem Traktor eines Bauern sitzen dürfen, während er das für den Organismus seiner Kühe Unbrauchbare der Scholle überließ. Eine olfaktorische Zumutung! Ich atmete kaum mehr durch die Nase. Mit der Zeit, so lehrte mich der Landwirt in unverfälschtem Oberbayrisch, verband sich aber das vermeintlich Wertlose mit der Erde zu fruchtbarem Humus.

HARGENS betont, das Leid werde durch systemische Sichtweisen in seiner Tiefe nicht ignoriert. Allerdings könne der Ratsuchende seinen Blick auf die Probleme, die ihn belasten, durch neue Sichtweisen *ergänzen* und damit auf neue Möglichkeiten und Ressourcen kommen. Ohne Zweifel: Mein vorweihnachtlicher Schmerz blieb als Schmerz in Geltung. Spannend allemal, welche Anteile an ihm für mich verwertbar und welche Möglichkeiten an ihm nutzbar waren, so dass ich auf dem Schiff, in meinem heilpädagogischen Arbeitsteam, Mannschaftsmitglied blieb, von „Hägar“ nicht verstoßen wurde und mitreisen durfte, obwohl ich mich ziemlich unfähig erlebte und elend fühlte. Sollte OVID an mir Recht behalten?